

Bremer Kirchen-Blatt

Im Auftrage des Evangelischen Vereins herausgegeben von Prof. D. Dr. Stoevesandt und von Pastor Urban als verantwortlichem Schriftleiter, Bremen, Wielandstr. 13a · Fernruf: Hansa 5291

Verlag: Friedrich & Co., Fehrfeld 13, Postcheck-Konto: Hannover 553 65



Erscheint wöchentlich · Monatlich eine Bilder-Beilage · Bezugspreis: vierteljährlich M. 1.75. Bestellungen nimmt die Post bzw. der Briefträger an · Einzelne Nummern, sowie Anzeigen-Aufnahme in der Arndt-Buchhandlung, am Wall 185

Druck: Karl Schierenbeck · Buchdruckerei · Neuenstraße 7

Nr. 6. 62. Jahrgang

Bremen, 5. Februar 1928

Septuagesimae

Inhalt: Der Bund des Friedens. — Welchen Dienst leistet Karl Barths Theologie der Gemeinde? — Aus Kirche und Welt. — Zur Zeitlage. — Bremer Sachen. — Terminaleuder. — Bibellesezettel.

Der Bund des Friedens.

Jesaja 54, 10. Es sollen wohl Berge weichen, und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmender.

Von Conrad Ferdinand Meyer stammt das schöne und tiefe Wort: „Die Rechte streckt' ich oft in Harnesnächten und fand sie unverhofft gedrückt von einer Rechten. Was Gott ist, wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen, doch will er treu sich jederzeit mit uns verbünden“. Wer unter uns hätte das nicht schon schmerzlich erfahren, daß Gottes Gedanken höher sind als unsere Gedanken und daß wir seine Wege nicht immer restlos klar durchschauen können. Das Lösen von Welträtseln hat der christliche Glaube, der sich selbst verstanden hat, noch immer jenen überlassen, die die Grenzen ihres Wissens überschreitend, sich fälschlich dazu berufen fühlten. Viele wenden sich enttäuscht von dem Glauben, da er ihnen das nicht bietet, was sie suchen, und begeben sich in das Lager derer, die oft unter bombastischen Anpreisungen ihre Anhänger einen Blick hinter den Vorhang werfen zu lassen versprechen.

Ungleich Größeres bietet der Glaube. Ganz anderer Art ist seine Hoheit, an die nichts anderes heranreicht. Von einem Bunde weiß er zu sagen, den der unendlich große, dreimal heilige und ewige Gott mit uns staubgeborenen, sündigen, vergänglichen Menschenkindern geschlossen hat und immer wieder schließen will. Das ist einer der größten Gedanken der Bibel, der sich wie ein goldener Faden durch das ganze Alte Testament hindurchzieht, um im Neuen seine Krönung zu finden: Gott hat mit Israel, Gott hat in Jesus Christus mit der ganzen Welt einen Bund geschlossen, der nicht wanken soll. Ich wüßte nichts, was mich so gegen die geflüsterte Herabminderung des Wertes der Bibel Alten Testaments schützen könnte, als dieser eine Gedanke; und anstatt mit Gott zu hadern, daß er ein Volk wie Israel, so arm an Kultur, so arm auch an liebenswerten Zügen, zu seinem Bundesvolk wählte, sollten wir lieber versuchen, diesen großen Gedanken des Bundesverhältnisses zwischen Gott und Menschen auch auf unser deutsches Volk anzuwenden und uns in ihn hineinzuleben. Wir machen es England zum Vorwurf, daß es sich in naiver Selbstüberhebung an die Stelle des alttestamentlichen Bundesvolkes gesetzt habe. Aber ob nicht die innere Kraft des englischen Volkes mit auf der Tatsache beruht, daß das Bewußtsein eines Bundes zwischen Gott und Volk und zwischen Volk und Gott im nationalen Leben lebendig ist? Und ob man nicht etwas davon auch unserem Volke wünschen möchte?

Wichtiger freilich ist das Andere, daß unser persönliches Leben von der Gewißheit getragen werde: Gott hat in Jesus Christus auch mit mir einen Bund geschlossen, und die Taufe ist das Siegel der Bestätigung dieses Bundes, das Bundeszeichen, das ich trage. Wer nur immer sich ein waches Gewissen bewahrt, der weiß: in unserem eigenen Innern ist etwas, was Gott entgegenkommt, ja, was ihm entgegenjauchzt „Dir zu dienen und für dich zu leben bin ich da“. So oft wir im Kampf mit Fleisch und Blut, im Kampf auch gegen die Versuchungen von außen, darnach ringen, die heiligen Gebote Gottes zu erfüllen, hier einen alten Haß begrabend, dort eine unreine Regung niederkämpfend, beides im Blick auf den König der Liebe und der Reinheit, so oft umgibt uns der Friede Gottes wie ein Strom und wir wissen, was der Bund des Friedens ist, den der Ewige mit uns schließt. Und so oft wir im Ringen um Liebe und Reinheit, um das Tun des göttlichen Willens, unsere Ohnmacht spüren und mit dieser Ohnmacht zu Jesus kommen und dem Gekreuzigten ins Auge schauen, so oft ist uns zu Mute, als ob sich seine Hand vom Kreuze löste und nach unserem Herzen griffe, und der Bund seines Friedens geht uns auf als die heiligendste Wirklichkeit, eines Friedens, der tiefer ist als das Meer, in dem der Anker unseres Glaubens sicher ruht. u.

Welchen Dienst leistet

Karl Barths Theologie der Gemeinde?

Nur wenigen akademischen Theologen ist es gelungen, eine offene Tür zur Gemeinde zu finden. Die allermeisten bedurften, um auf die Nichttheologen zu wirken, der Vermittlung ihrer Schüler, der Pastoren. Die Regel ist, daß die Gemeinde kaum die Namen der Männer kennt, die ihre zukünftigen Diener unterweisen. Ein Professor muß sich entweder einer auffallenden Torheit schuldig machen, wenn die Öffentlichkeit von ihm Notiz nehmen soll, oder er muß ein solches Wort zu bringen haben, daß die Herzen und Köpfe in der Gemeinde davon erfaßt werden. Zu diesen Wenigen, deren Wort die Gemeinde bewegt, gehört der Professor der Theologie in Münster, der Schweizer D. Karl Barth.

Vor neun Jahren fing man in Deutschland an, von ihm zu reden, als er den heute schon in 6. Auflage erscheinenden Kommentar zum Römerbrief herausgab. Keine Broschüre, kein glänzend geschriebener Essay, keine leicht zu lesende Feuilletonarbeit, wie sie zuweilen aus den Studierstuben hervorgehen und einen gewissen buchhändlerischen Erfolg erzielen, sondern eine ernste, die höchsten Anforderungen an den Leser stellende wissenschaftliche Erklärung eines biblischen Buches. Die junge Theologienwelt horchte auf. Solche Töne hatte sie noch in keinem Kolleg, in keinem Kommentar vernommen. Auch die Kollegen vom Fach stuhnten

10

und versuchten umsonst, sich des in keiner theologischen Schule unterzubringenden und von keinem anerkannten Lehrer abgestempelten Mannes zu erwehren. Aber nicht nur die Theologen empfanden einen frischen, sei es erfrischenden, sei es erkältenden Luftzug. Auch Juristen und Mediziner, Philologen und Philosophen, Techniker und Kaufleute bemühten sich, hinter den Sinn der harten, schwer einerschreitenden Sätze des „Römerbriefes“ zu kommen. Sie empfanden deutlich, daß hier eine Frage aufgeworfen war, mit der man in der Theologie wie in den anderen Geisteswissenschaften nicht allzu gern zu tun hatte: die Frage nach der Wahrheit, die letzte Frage.

Dem „Römerbrief“ folgte die Auslegung von 1. Kor. 15, die Herausgabe von Predigten, Vorträgen und Bibelfunden. In der Zeitschrift mit dem bemerkenswerten, vielsagenden Titel „Zwischen den Zeiten“ sammelte sich ein Kreis von mehr oder weniger gleichgesinnten Mitarbeitern. Der Kommentar zum Philipperbrief schloß sich an und last not least das bisher wichtigste aller Bücher Karl Barths „Die Lehre vom Worte Gottes“ als erster Teil einer Dogmatik. Wie oft er auch von Professoren und angehenden Privatdozenten „widerlegt“ war, sein Wort ging seinen Weg. Aus den Kreisen der „Intellektuellen“ drang es hinaus und weckte bis in schlichte Gemeinschaftskreise die Frage: was will der Mann? was ist der Sinn des Ernstes, der ihn unbeirrt durch alle „Widerlegungen“ an seiner Arbeit bleiben läßt? In der Weltstadt Bremen wie im kleinen Dörfchen des Siegerlandes leben Menschen in allen Schichten, die von Karl Barth angerebet und getroffen sind. Kirchenzeitungen und Sonntagsblätter müssen bei seinem Werk stillhalten und Tageszeitungen, wie neulich das bekannte holländische führende „Algemeen Handelsblad“ sandten eigne Berichterstatter nach Münster, diesen Professor zu hören und ihren Eindruck dem Publikum mitzuteilen.

Es ist eine lockende Aufgabe, auch mit dem Leserkreis unseres „Bremer Kirchenblattes“ einige Augenblicke darüber nachzuspinnen, welchen Dienst Barth der Kirche und allen mit der Kirche lebenden Gliedern leistet, und zu verstehen, warum sein Wort über die Bezirke der Fachgelehrsamkeit hinausdrang. Barths Auftreten fällt in eine Zeit furchtbarster Götendämmerung. Der Krieg mit seinen Folgen hatte den längst vorhandenen Bankrott alles Glaubens an die edle Menschlichkeit offenbar gemacht. Fürstentronen, Idealismen, klingende Worte, geschichtliche und nationale Werte waren von ihren hohen Sätzen heruntergerollt. Die Theologen mit ihrer Predigt von dem guten Gott, der uns alles so freundlich einrichtet und nur bedauert, daß die Menschen auf seine Wünsche nicht eingehen, sahen sich angesichts des Chaos in die tiefste Verlegenheit versetzt und wußten nicht mehr, wie sie ihren Gott verteidigen sollten. Die Kirche war eine so gesicherte und ungefährliche Erscheinung geworden, daß viele Gemeindeglieder in allem Ernst glaubten, sie sei zu gewissen feierlichen Gelegenheiten nötig und im übrigen ein Sprechsaal, in dem die Ansichten der Pastoren zu vernehmen wären. Die Bibel lag zwar noch auf den Kanzeln, aber das Kirchenvolk wußte mit ihr nichts mehr anzufangen, es hörte in ihr nicht mehr das lebendige Wort. Flüchen, Spotten, Enttäuschung, Verzweiflung, politische und wirtschaftliche Utopien erfüllten die Gemüter. Aber auch laut oder heimlich erhob sich der Schrei heißer Sehnsucht: sagt uns die Wahrheit, die nicht wie unsere bisherigen „Wahrheiten“ vom Abgrund verchungen werden kann.

In diese unter Trümmern ratlose Welt trat der „Römerbrief“ Karl Barths mit seinem Zeugnis von dem Gott der Bibel, der die Götzen zu Schanden macht und zu dem kein von Menschenhand gekünstelter Steg herüberführt. Er stellte uns vor die beängstigende Ueberlegung, ob der Gott, von dem wir reden und allerlei Gutes aussagen, den wir zu kennen glauben und von dem wir so fröhlich dies und das behaupten, wirklich der lebendige, in der Bibel sich offenbarende Gott sei.

Barth bezeichnete es als eine seiner Aufgaben, Fragezeichen anzubringen hinter einer Reihe von Behauptungen, die der religiöse Mensch als feststehend anzusehen sich im Lauf der Zeit angewöhnt hatte, und so unsere Selbstsicherheit zu erschüttern. Wenn es in den hergebrachten Dogmatiken, in Predigten und Traktaten als ausgemachte Sache galt, daß wir die Bibel zu verstehen vermögen, oder daß wir sündigen und endlichen Menschen uns auf Gott zubewegen können, oder daß unsere Menschlichkeit nur eines gewissen Antriebs oder einer Art Nachhilfe bedürfe, um Gott zu gefallen, so fragte Barth einfach und nachdrücklich: ist das wahr? Vor der begehrtesten Versicherung des frommen Idealismus, er trage die Gottheit in seiner Brust, erhob Barth warnend den Finger: bist du auch ganz sicher, daß es Gott ist und nicht ein idealisierter, vergötterter Mensch? Wenn er in den Büchern der Theologen die Versicherung las, daß man Gott und Göttliches erleben, erfahren könne und müsse, gab er uns zu bedenken, ob es sachgemäß sei, Ausdrücke, die auf das physikalische Experiment zutreffen, ohne weiteres auf die Beziehung Gottes zum Menschen zu übertragen. Rühmten Ethiker und Prediger, daß der Christ sich immer weiter von der Sünde entferne und von einem freudigen Aufschwung zum andern fortschreite, wurde Barth ganz nüchtern und hieß uns mit Ernst, die Wirklichkeit auch unseres frommen Lebens ins Auge fassen. Während die gelehrten Bibelausleger bestimmt erklärten, sie hätten mit ihrer Grammatik, Geschichte, Biologie und Psychologie ein ausreichendes Verständnis der Bibel erreicht, klagte Barth, er stehe mit alledem immer noch vor der Pforte der eigentlichen Bibel, und es sei ihm in der Praxis des Lebens höchst zweifelhaft geworden, ob diese an sich nötigen und schätzenswerten Dinge der rechte Schlüssel zur Bibel seien. In unser so beliebtes Geschäft, gute und böse Menschen zu unterscheiden, mit der stillschweigenden Voraussetzung, daß wir zu den guten zählen, fuhr schneidend Barths Frage: Belügst du dich nicht selbst mit allen Versuchen, den Unterschied zwischen dir und dem Nächsten herauszufinden? Unserem hochgemuten Gefühl, wir hätten Gott und verschiedene himmlische Güter, den Glauben, die Liebe und die Hoffnung, antwortete er mit der Bitte: stellt euch hinein in das Licht der Wahrheit Gottes und seid endlich einmal ehrlich, soweit Menschen das zu sein vermögen. Die Theologen und Philosophen unter uns mit der Fülle ihrer weiten Gedanken, mit denen sie Zeit und Ewigkeit zu umfassen wähen, wies er hin auf die Todeslinie, die Zeit und Ewigkeit unwiderruflich trennt. Unter allen Lastern, denen der gefallene fromme und unfrome Mensch fröhnt, erscheint ihm als das hassenswerteste die Zufriedenheit mit sich selbst, das Gefühl, ein Besitzender zu sein, religiöse Besitztümer zu haben, Gott näher zu sein als andere, des Gerichtes enthoben zu sein.

Hat die Gemeinde nicht Ursache dankbar zu sein, wenn sie gewarnt wird vor aller religiösen, im Grunde gottlosen Verehrlichkeit? Müssen wir nicht gehorsam den Dienst annehmen, den Karl Barth uns leistet mit seinen Fragezeichen zu unserer Frömmigkeit in Praxis und Theorie? Indem er uns zur Selbstbestimmung, zur kritischen Einsicht in unser Tun auffordert, handelt er ja nicht von irgend einer Höhe herab, sondern als einer, der sich selbst in derselben Gefahr gesehen hat, in der wir uns erblicken.

Aber Barth ist nicht nur der heilsame Kritiker unserer religiösen Denkgewohnheiten, um uns aufzurütteln aus dem Traum, die gesicherten Erben einer bemerkenswerten Reihe angesehener Männer zu sein. Er übt nicht nur den notwendigen Dienst, uns in Theologie und Kirche überall zu fragen: ist das so? Kritiker, auch Läuter der großen Warnungsglocke ist er doch gleichsam nur im Nebenamt. Was die Menschen unter seinem Wort aufhorchen läßt und fesselt, ist die Erkenntnis oder doch die Ahnung, daß er uns mit der Wahrheit zusammenzubringen sucht. Bloße Kritik am herkömmlichen Betrieb, selbst

wenn sie so eindringend und geschlossen ist wie die Barths, gewährt keine Befriedigung für die Dauer. Ihm ist auch die Gabe anvertraut, ein Lehrer der Gemeinde zu sein und uns verheißungsvolle Wege zu zeigen.

Freilich unerhört genug klangen die Zumutungen, die er an Theologen und Gemeinde richtete, so unerhört, daß die „sachverständigen Theologen“ über ungeheuerliche Vergewaltigungen des Paulus und seiner geistigen Welt durch Barth sich beschwerten. Die „sachverständigen Theologen“ haben nämlich jedesmal so geurteilt, wenn einer nicht in Reih und Glied mitmarschieren wollte, so daß uns ihr Urteil keinen allzu großen Eindruck macht. Man denke nur an die „Sachverständigen“ und Paulus, an die „Sachverständigen“ und Luther. Fast alle die Männer, mit deren Glauben Barth sich einig weiß, Propheten und Apostel, die Reformatoren, Kierkegaard, die beiden Blumhardt, Kohlbrügge u. A. sind im Urteil der „Sachverständigen“ zu leicht befunden worden.

Barth stellt der Gemeinde die Zumutung, vollen Ernst zu machen mit der Tatsache, daß Gott Gott ist, und daß wir Menschen sind, Wanderer unter dem Dunkel von Sünde und Schuld, umschlossen von Endlichkeit und Tod. Ein Gedanke von weittragender Bedeutung, den das theologische Denken seit Schleiermacher fast vergessen hatte. Uns war der Mensch die Hauptsache geworden, Glaube eine Leistung des Menschen, die christliche Predigt Beschreibung menschlicher Gemütszustände, die Bibel eine Urkunde menschlicher Gedanken über Gott. Wir dachten gar nicht mehr daran, daß wir nach dem Sündenfall leben, unfähig die Grenzen des Menschlichen zu überschreiten und zu Gott emporzusteigen. Gar zu behaglich hatten wir uns in unserer Frömmigkeit angefedelt und lebten der Meinung, mit dem ewigen Gott Tür an Tür zu wohnen. Diese Behaglichkeit und Selbstverständlichkeit des Daseins wünscht Barth zu erschüttern. Denn ist Gott wirklich Gott, so ist er ja der ganz Andere, thronend in einem Licht, zu dem Niemand hinzukommt, so daß sterben muß, wer ihn sieht. Wer es wagen wollte, mit den Wachsfügeln seiner Philosophie und Theologie in dies Licht hineinzufliegen, würde das Schicksal des Ikarus teilen und unter der heiligen Blut dieses Gottes in sein Nichts zurücksinken. Daß uns vor Gott nur tiefste Ehrfurcht gebührt, daß wir vor ihm nur unser Nichtwissen und Nichtkönnen einzugestehen haben, daß wir vor ihm uns unserer ganzen Fragwürdigkeit und Anzulänglichlichkeit inne werden, daß wir mit Gott nie auf dem Fuß der Gleichheit verkehren können, ist die gewaltige Tatsache, die uns Barth unaufhörlich in Erinnerung bringt.

Die Wucht dieses Gottesgedankens beruht darauf, daß Barth nie als Zuschauer, als neutraler Beobachter Gott gegenüber treten kann. Wenn er „Gott“ sagt, findet er sich selbst angefaßt in seiner Existenz. Die Gottesfrage bedeutet letzte Entscheidung, Leben und Tod. Ich vermag mein Menschsein zu verbinden mit Politik und Kirche, mit Handel und Wissenschaft, aber nicht mit Gott. Der Mensch und die Kirche, der Mensch und der Idealismus, der Mensch und die Bestialität, gegen alles das ist nichts einzuwenden. Aber der Mensch und Gott? Nein, das geht nicht, die beiden können wir nicht in einem Atem nennen. Hier kann es nur heißen: Gott alles in allem und ich der Mensch sein Eigentum, geschaffen zu seinem Dienst, lebend aus seiner Gnade. Ich in meiner Menschlichkeit nur fern von Gott, unter dem Fluch des Todes. Soll sich ^{ihre} eine Möglichkeit des Lebens öffnen, so ist das nur möglich von Gott aus, nur weil Gott aus seiner Verborgenheit hervortritt und in wunderbarer Herablassung das Kind des Todes annimmt als Erben des Lebens.

Die „sachverständigen Theologen“, besonders die Barth nie wirklich gelesen haben, werfen ihm vor, daß er Gott in unerreichbare Fernen rücke, und sie versuchen, ihm aus den Vorräten ihrer kirchengeschichtlichen Kenntnisse allerlei Rezerhüte aufzusetzen. Ja, wenn er nur das eine wüßte, daß Gott der ganz Andere, der Unerforschliche ist, möchte ihr Bemühen einen Schein

des Rechts haben. Aber Barth verkündigt mit aller Deutlichkeit, daß der Unerforschliche zu uns Menschen redete und in dem Fleisch gewordenen Wort Jesu Christus über die Todeslinie hinausgegriffen hat. Christus, die Offenbarung des sich erbarmenden Gottes, steht im Hintergrund des ganzen Barth'schen Denkens. Es hieße, jeden Satz sinnlos machen, den er geschrieben hat, wollte man aus seinen Lehrschriften und Bibelauslegungen nur den Hinweis heraushören auf die Tatsache, daß wir allerdings nie Gott nahen, mit unserem Denken seiner nie habhaft werden, aber nicht das andere, daß Gott sich uns naht und in seinem Sohn die Hand auf uns legt.

Unser Feld-, Wald- und Wiesenchristentum war namentlich darüber erschrocken, daß bei Barth die biblischen Aussagen vom Gericht und Zorn Gottes wieder zu ihrem Recht kommen, und es erhob die Anklage, daß er die Liebe Gottes verunachtzame! Aber wovon lebt denn der Mensch nach Barths Zeugnis anders als von den Erbarmungen Gottes? Nur gegen jede fromme Liebelei kämpft er, dagegen, daß man den Feminismus unserer Kultur in das Denken und Reden von Gott hineindringen läßt, dagegen, daß man die Willensschwäche unseres degenerierten Geschlechts auf den Gott der Bibel überträgt und einen Gott übrig behält, der nur noch wünscht, aber nicht mehr will und tut, was er will. Eine herbe Luft, ähnlich der Luft der Schweizer Berge, die ja auch die Luft der biblischen Welt ist, atmen wir in den Schriften dieses Mannes, der die Gemeinde dazu erzieht, wieder Wahrheit zu leben, Wahrheit sans phrase, und der alle hübschen Blumen herunterreißt, mit denen menschlich-allzumenschliche Empfindsamkeit das harte Kreuz umwickelt hat.

Gott und seinem Tun gegenüber gibt es nur Abergernis oder Glaube. Unter der Möglichkeit des Abergernisses stehen wir von Natur, und ob fromm oder nicht, stehen wir in jedem Augenblick. Unter der Möglichkeit des Glaubens stehen wir, weil Gott in dem auferstandenen Christus das ungeheure Wort „Auferstehung“ in diese Todeswelt hineingesprochen hat. Es war keine gute Stunde, als man das biblisch-reformatorsche Wort „Glaube“ ersetzte durch „frommes Gefühl“ oder „frommes Erlebnis“. Unsere Beziehung zu Gott kann nur wiedergegeben werden durch das Wort „Glaube“, in dem biblischen Sinn des Hoffens auf den Unsichtbaren und des Hängens an ihm. Nüchternes evangelisches Christentum darf sich nie aus der Position herausdrängen lassen, daß es von Anfang bis zu Ende Glaube ist an Gott, der nicht innerweltlich ist, sondern außer, über, hinter und vor uns lebt. Glaube an Jesus Christus war das Kennwort der Reformation, nichts anderes als Glaube. Außer ihm haben wir keine Möglichkeit, Gott zu erkennen und uns, die Sünder, zugleich als die Gerechtfertigten, Heiligen und Geliebten zu sehen. So lange wir im Fleische zelten, bleiben wir Sünder ohne Ruhm und Anspruch vor Gott. Eben deshalb sind wir der Notwendigkeit überhoben, im Gehorsam des Glaubens Gott Recht zu geben, sowohl wenn er uns richtet als wenn er uns gerecht spricht. Wir fühlen nicht unsere Rechtfertigung, wir glauben sie. Was wir an uns mit Händen greifen, ist nie etwas anderes als Defizit, Widerspruch gegen Gott. Daß er uns zu seiner Ehre gebraucht und zu seinem Dienst in Bewegung setzt, daß er durch seinen Geist in uns des Fleisches Geschäfte tötet, können wir nur glauben. Ueber das nur dem Glauben an Christus mögliche Bekenntnis: ich der Gottlose bin — o Wunder aller Wunder — bei Gott in Gnaden, gelangen wir in diesem Leben nie hinaus. Was die Schrift Rechtfertigung und Heiligung nennt, ist beides Gottes Tat und vorhanden lediglich für den Glauben.

(Fortsetzung folgt).

Aus Kirche und Welt.

Das Interim. Der 2. Lesung entgegen. Die Abstimmung über den Schlußparagrafen des Reichsschulgesetzes (Simultanschulländer) — die bekanntlich zur Annahme eines abändernden Antrages der Deutschen Volkspartei auf dauernden